Wer sucht, wird gefunden

„Am 25. Dezember 1886 begab ich mich in die Kirche Notre Dame in Paris, um dem Weihnachtshochamt beizuwohnen. Da ich nichts Besseres zu tun hatte, kam ich auch zur Vesper wieder. Die Knaben der Singschule in weißen Gewändern sangen gerade, und die Schüler des kleinen Seminars Saint-Nicolas-du-Chardonnet, die ihnen dabei zur Seite standen, hatten soeben, wie ich später erfuhr, das ‚Magnificat' angestimmt. Ich selbst stand in der Menge in der Nähe des zweiten Pfeilers am Choranfang, rechts auf der Seite der Sakristei.

Da nun vollzog sich das Ereignis, das für mein ganzes Leben bestimmend sein sollte. In einem Nu wurde mein Herz ergriffen, ich glaubte. Ich glaubte mit einer so mächtigen inneren Zustimmung, mein ganzes Sein wurde geradezu gewaltsam empor gerissen.

Ich glaubte mit einer so starken Überzeugung, mit solch unbeschreiblicher Gewissheit, dass kein Platz auch nur für den leisesten Zweifel offen blieb, dass von diesem Tag an alle Bücher, alles Klügeln, alle Zufälle eines bewegten Lebens meinen Glauben nicht zu erschüttern, ja auch nur anzutasten vermochten.

Ich hatte plötzlich das durchbohrende Gefühl der Unschuld, der ewigen Kindschaft Gottes, einer unaussprechlichen Offenbarung. Es ist wahr! Gott existiert, er ist da. Er ist jemand, er ist ein ebenso persönliches Wesen wie ich. Er liebt mich, er ruft mich."

Diese Schilderung einer Gotteserfahrung stammt von dem französischen Schriftsteller und Diplomaten *Paul Claudel*, der von 1868 bis 1955 lebte. Neben seiner Tätigkeit als Diplomat in den USA, China, Deutschland, Brasilien, Dänemark und Japan, wurde er durch sein literarisches Schaffen bekannt. Er verfasste Lyrik und vor allem Theaterstücke. Dabei steht meist das Motiv des Sich-Aufopferns im Sinn einer religiös inspirierten Moral im Vordergrund. Die Schilderung seiner Gotteserfahrung fasziniert mich. Sie fängt unspektakulär und sachlich an (... da ich nichts Besseres zu tun hatte, kam ich zur Vesper wieder ...) und mündet in ein Ergriffensein, das sich auf sein ganzes Leben auswirken sollte. Claudel ging mit seiner Erfahrung nicht hausieren. Er lebte nach dem Grundsatz, den er selber mal so formulierte: „Rede nur, wenn du gefragt wirst, aber lebe so, dass man dich fragt."

Über die vielen Tausend Wege zu Gott und über die unzähligen Weisen, wie Menschen Gotteserfahrungen machen können, wären dicke Bücher zu füllen. Einige Autorinnen und Autoren kommen in dieser Ausgabe unserer Zeitschrift zu Wort und berichten ganz persönlich. Ich wünsche Ihnen eine spannende Lektüre.

Waldemar Wolf

Das Leben ist voll Fragen,
voll Rätsel ist die Welt.
Und Leben, das heißt suchen,
was wichtig ist und zählt,
heißt suchen nach dem Anfang
und auch nach dem Wohin
und fragen, was uns Halt gibt
in all den Fragen hin.

Helmut Zöpfl

(aus: Zeit für Herzlichkeit.
F.A. Herbig Verlag, München)

hört, gehört dir" – ein solches Wort kann zum Segen werden.

Meine kleine Geschichte und die große Geschichte Gottes

Wir brauchen die große Geschichte, um unsere kleine zu verstehen. Wenn die große Geschichte nicht mehr da ist, verstehen wir auch die kleine nicht mehr. Wie predigen wir das Evangelium einer Zeit und ihren Menschen, die ihre Geschichte nicht kennen? Glaube im biblischen Sinn heißt: Das Leben hat eine Zielsetzung von Anfang an, die das Leben des Einzelnen übersteigt. Der Glaube ist keine Lebenshilfe, den Sinn nur im eigenen Leben zu finden. Da ist die Botschaft der Bibel herber und klarer als unsere oft so kleinen Botschaften.

Was wird aus einer Christenheit, die die Geschichtchen erzählt und die Geschichte verschweigt? Ich bekomme in der Verkündigung Sonntag für Sonntag Lebenszeugnisse, Lebenshilfen. Ich kriege in der Gemeinde sogar einen Alpha- oder einen Emmauskurs. Aber ich habe keine Geschichte mehr.

Sicher bin ich dankbar für alle Bemühung, Menschen zum Glauben zu führen und ihnen den Glauben einsichtig zu machen. Aber ich meine, das alles sei zu wenig. Unser Glaube erneuert sich, wenn wir den großen Bogen Gottes sehen lernen. In der Treue zu uns Menschen hat er seinen unverwechselbaren Weg durch die Geschichte angetreten und geht ihn bis heute. Um das zu sehen, darf der rote Faden der Geschichte Gottes mit uns Menschen nicht abreißen.

(Gekürzter Vortrag, gehalten auf der Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste 2006 in Hofgeismar. Eine ausführlichere Fassung dieses Beitrags ist enthalten in: *Ulrike* und *Wolfgang J. Bittner:* Ich suche mich in deinen Spuren. Meine Lebensplanung und Gottes Geschichte, Neukirchen-Vluyn 2007. Weitere Hinweise findet man unter www.wolfgang-bittner.net).

Hartmut Bärend

Wege zu Gott

Annäherungen und Markierungen in zehn Schritten

Pfarrer Hartmut Bärend, geboren 1942 in Berlin, verheiratet, drei Kinder; 1962-1967: Studium der evangelischen Theologie in Berlin und Heidelberg; 1967-1970: Vikar und Pastor in Berlin; 1970-1973: Wissenschaftlicher Assistent an der Universität Münster; 1973-1977: theologischer Mitarbeiter und persönlicher Referent der Bischöfe Kurt Scharf und Martin Kruse in Berlin; 1977-1998: Direktor der Arbeitsgemeinschaft MBK in Bad Salzuflen; 1998-2007: Generalsekretär der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste im Diakonischen Werk der EKD; seit April 2007: im Ruhestand; Pacelliallee 4a, 14195 Berlin.

Wie ist das eigentlich mit den „Wegen zu Gott"? Wie kommen Menschen zu Gott? Wie kommen sie zum Glauben an Jesus Christus?

Zunächst frage ich mich selbst: Wie bin ich auf den Weg des Glaubens gekommen? Ich komme aus einem „christlichen Elternhaus" und habe die Bibel schon als Kleinkind vorgelesen bekommen. Martin Luther und Paul Gerhardt waren für meine Familie wichtige Väter des Glaubens. Meine Großmutter sang gern Paul-Gerhardt-Lieder und bat mich später, die Melodien dazu auch am Klavier zu spielen. Zur Kirche ging meine Familie aber selten. Vom Pietismus und entsprechenden Strömungen wussten wir nichts. Die Frömmigkeit meiner Familie war protestantisch-volkskirchlich geprägt. Wege zu Gott? Eigentlich war das keine Frage: Wir gehörten zur Kirche und machten uns keine weiteren Gedanken.

Als ich 13 Jahre alt war, kam ich mit der Missionsgemeinschaft der „Fackelträger" in Verbindung, genauer mit dem damaligen Leiter, Major Ian Thomas. Da hörte ich zum ersten Mal in meinem Leben die Frage: „Kennst du Jesus Christus als deinen persönlichen Heiland?" Ich hatte keine Ahnung, dass es so eine persönliche Glaubensbeziehung geben könnte.

Aber die Frage bewegte mich. Je länger desto mehr beschäftigte mich, dass dieser Jesus offenbar mehr ist als ein Religionsstifter, dass er als lebendige Person etwas mit meinem Leben zu tun haben wollte und mich sogar liebte. Das zog mich an, zumal mir diese Nachricht nicht um die Ohren gehauen, sondern freundlich und warmherzig vermittelt wurde.

Und eines Abends habe ich dann beschlossen, dass ich zu diesem Jesus gehören wollte. Ich kniete mich an mein Bett und bat ihn, Herr meines Lebens zu werden.

Wenn ich das so aufschreibe, klingt das schon ziemlich nach Wissen. Aber ich wusste damals nicht viel. Ich spürte einfach, dass dieser Jesus offenbar eine lebendige Person ist, die mit meinem Leben zu tun haben will. Ich ließ mich auf das Abenteuer ein und faltete die Hände. Wie das theologisch zu bewerten ist, konnte ich damals nicht beschreiben.

Mein Weg zu Gott war also kindlich und unmittelbar, abenteuerlustig und erwartungsvoll. Es war gut so. Die bekannte Formel Anselms von Canterbury „credo, ut intellegam", „ich glaube, um zu verstehen", traf gut auf meine Lebensphase zu: Ich habe schlicht einen Glaubensschritt vollzogen. Das Verstehen kam später, und alles andere auch: der Verlust des Kinderglaubens, Anfechtungen im Glauben und eine Art „zweite Naivität" *(Helmut Thielicke).*

So kann es gehen. So war es bei mir. Aber das ist nur ein Weg zu Gott, wie er zu mir persönlich gehört. Ich bin dankbar dafür. Was aber müssen wir wissen, wenn wir uns theologisch mit den Wegen zu Gott beschäftigen? Zehn Schritte sind mir wichtig.

Der Weg zu Gott beginnt mit dem Weg Gottes zu uns

Alles, was ich damals bei meinem ersten Schritt getan habe, war zu antworten. Mir war eins deutlich geworden: Dieser Jesus liebt mich und will mich in seiner Nähe haben. Darauf habe ich reagiert. Mit Sicherheit war ich schon vorbereitet: durch die biblischen Geschichten meiner Kindheit, den Glauben meiner Großmutter, einem stillen Wissen von Jesus, der Ansprache des englischen Majors. Heute sage ich: Gott hat mich auf den Schritt zum Glauben vorbereitet, lange, bevor ich etwas in der Richtung getan habe. So ist das bei Gott: Seine Liebe ist suchende Liebe, seine Sendung in die Welt ist immer von seiner Liebe gezeichnet.

Gott selbst ist das Subjekt seiner Mission, er eröffnet den Weg zum Glauben: Er macht die Tür auf, die ich nicht öffnen könnte. Sein guter Heiliger Geist ist der Türöffner, der mich befähigt, den Weg zu Gott zu finden. Damit ist jede Form von eigener religiöser Leistung, die ich womöglich vollbringen müsste, abgewiesen. Im Gegenteil: Die Leistung führt nur ins Leere. Wenn die Reformation das „Allein aus Gnade" neu herausgestellt hat, gilt das auch ausdrücklich für den Weg zum Glauben, zu Gott.

Der Weg zu Gott geht zum Kreuz, zu Jesus

Was ich damals nicht gleich wusste, dann aber immer besser begriffen habe: Es geht nicht nur um eine persönliche Beziehung zu Jesus Christus. Es geht um mehr. Die Beziehung, die ich zu Jesus suche, ist die Antwort auf sein Tun an mir, für mich. Er ist am Kreuz für die Sünden der Menschheit gestorben. Er hat die Strafe auf sich genommen, die wir verdient haben. Er ist die Liebe Gottes in Person. Er wartet auf uns, damit wir ihm für seine Tat am Kreuz danken und ihn den Gott und Heiland unseres Lebens werden lassen.

Wenn es immer wieder Stimmen gibt, die meinen, dass Jesus zwar ein Vorbild des Glaubens sei, aber nicht mehr, widersprechen sie dem Gesamtzeugnis des Neuen Testaments. Wege zu Gott ohne Jesus sind ehrenwerte, religiöse Anstrengungen. Es sind aber keine christlichen Wege. Das alles habe ich damals, mit 13, nicht sofort gewusst. Aber mit der Zeit habe ich es verstanden.

Der Weg zu Gott hat mit Bekehrung zu tun

Beim Weg zum Glauben geht es um eine Kehre. Ich ändere mein bisheriges Leben. In der Bibel gibt es dafür das große Wort „Umkehr" oder „Bekehrung". Wer zu Gott kommt, macht einen Schritt, der das Leben verändert. Er kehrt um.

War sein Leben bisher ein Leben ohne Gott, ist es nun ein Leben mit ihm. Er vollzieht ein Umkehrgeschehen, das in der Taufe zeichenhaft erfahrbar wird: Der alte Mensch wird untergetaucht, und ein neuer wird geboren (Röm 6; Joh 3). Mit anderen Worten: Der Mensch, der zu Gott will, beschließt, sein bisheriges Leben zu verlassen und zum Vater zurückzukehren. Bekehrung ist der Vorgang der Wende zum Vater.

Der Begriff „Bekehrung" ist zwar schon seit vielen Jahren umstritten. Für viele schwingt da so ein unchristlicher Aktivismus mit, vielleicht auch die Sorge, der Weg zu Gott werde von meiner Bekehrung abhängig gemacht.

Die Sorge ist sicher berechtigt, wenn die Einladung zum Glauben nicht die große Sehnsucht Gottes zum Menschen, sondern den Menschen in seiner Willenskraft zum Hauptthema hat. Das Evangelium beginnt aber nicht mit der Bekehrung, sondern mit der Liebe Gottes zu uns Menschen, die im Kreuz Jesu ihre strahlende Mitte und ihre größte Tiefe erreicht.

Dann aber bekommt die Rede von der Bekehrung nicht nur ihr Recht, sondern auch ihre Notwendigkeit: Es geht darum, dass der Mensch auf Gottes Liebe antwortet. Gott ist den Menschen mit seinem Bundesschluss immer voraus. Er setzt das Bundeszeichen, bevor wir etwas setzen können. Aber er erwartet, dass wir auch Partner in diesem Bund werden, dass wir umkehren und Anteil an seinem Bund suchen und finden.

Der Weg zu Gott führt in die lebendige Christusgemeinschaft

Noch einmal meine Entdeckung, als ich bewusst Christ wurde: Ich wusste zwar einiges von Gott und Kirche, aber nichts von einer persönlichen Christusbeziehung. Dabei wird sie im Neuen Testament ständig benannt und angeboten. Wenn der auferstandene Christus nach Ostern seinen Jüngern begegnet (Joh 21), ist das keine Abschiedsvorstellung, sondern eine neue Ebene der Begegnung. Wenn Paulus schreibt, dass nicht mehr er lebt, sondern Christus in ihm (Gal 2,20), weiß er von der Herrschaft Christi in seinem Leben und dankt Gott, dass er sie täglich beanspruchen kann. Das ist Glaube in der Bibel: Es geht nicht nur um ein Für-wahr-Halten, auch nicht nur um intellektuelle Zustimmung, sondern um Vertrauen. Glaube ist in der Bibel immer personal ausgerichtet.

Darum rücke ich die Christusgemeinschaft in die Mitte. Es ist die Wirklichkeit des Lebens als Christ, dass ich die Wirklichkeit Jesu Christi in meinem Leben erlebe, dass ich zu ihm bete und seine Kraft in Anspruch nehme, ganz so, wie es Christus dem Paulus gesagt hat: „Lass dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig" (2. Kor 12,9).

Der Weg zu Gott braucht Klarheit

Viele sagen zu Recht, dass es verschiedene Zugänge zum Glauben gibt. Und wenn sich Christen erzählen, wie sie zum Glauben gefunden haben, tun sich erstaunliche Wege auf. Einer hat eine lange Strecke gebraucht und ist allmählich in den Glauben hineingewachsen. Eine andere ist plötzlich getroffen worden, beim Lesen der Bibel, bei einer Großveranstaltung wie Pro-Christ, bei einem Gespräch über den Glauben oder nach einem Schicksalsschlag.

Werner Lüthi, der Schweizer Bibelausleger, hat von einem chirurgischen und einem homöopathischen Zugang gesprochen. Bei mir war es eher eine Mischform zwischen beidem. Es ist deutlich, dass in unserer Zeit eher der längere Weg dran ist und seltener die plötzliche Entscheidung, obwohl beides nach wie vor geschieht und sein Recht hat. Heute wird gern vom Emmaus-Weg gesprochen. Und darum geht es: Jesus geht lange Wege mit uns, bis wir ihn erkennen und verstehen.

Aber auch der Emmaus-Weg endet nicht „irgendwie" mit Christus. Menschen begegnen Jesus, nach einem langen Weg mit ihm, in besonderer Weise. Sie erkennen ihn, als er das Brot bricht, und das Herz brennt in ihnen (Lk 24). Ihr friedliches Abendessen geht abrupt zu Ende: Das Erkennen Jesu treibt sie nach Jerusalem zurück. Sie kommen in Bewegung.

Was ich damit sagen will: Es ist wichtig, dass am Ende eines Glaubens-Kurses auch eine Einladung steht, den Weg mit Jesus festzumachen.

In mir ist es finster,
aber bei dir ist das Licht.
Ich bin einsam,
aber du verlässt mich nicht.
Ich bin kleinmütig,
aber bei dir ist die Hilfe.
Ich bin unruhig,
aber bei dir ist der Friede.
In mir ist Bitterkeit,
aber bei dir ist die Geduld.
Ich verstehe deine Wege nicht,
aber du weißt den Weg für mich.

Dietrich Bonhoeffer
(aus: Widerstand und Ergebung, München 1970)

Es ist wichtig, still und dann auch öffentlich deutlich zu sagen: Ich will meinen Weg jetzt mit Jesus gehen.

Der Weg zu Gott ist ein einmaliger Weg

Es ist zwar richtig, wenn gesagt wird, dass wir im Leben viele Bekehrungen vollziehen. Jeder Tag, den ich erlebe, ist ein Tag, an dem ich schuldig werde, trotz meiner langen Glaubensgeschichte. In manchen Zeiten des Lebens verrenne ich mich – auch als Christ. Dann brauche ich eine neue Hinwendung zu Christus. Die kann sich dadurch ereignen, dass ich in einem Beichtgebet vor Gott meine Schuld bekenne und mir Vergebung zusprechen lasse. Die kann in einem persönlichen Gespräch erfolgen, durch ein Wort der Bibel oder durch ein Erlebnis, das mir plötzlich sagt, dass ich umkehren muss.

So ging es Martin Luther, und so geht es uns als Christen heute. Luther hat dazu die theologische Formel vom „Sünder und gerecht zugleich" geprägt. Wir kehren ein Leben lang um zu Christus, weil wir uns immer wieder von ihm entfernen.

Trotzdem hat der Begriff „Bekehrung" ein einmaliges Geschehen zum Inhalt. Es ist so wie mit der Klammer und ihrem Vorzeichen: Die Klammer kann viele Plus und Minus enthalten, aber vor der Klammer steht ein großes Plus. Das heißt: Was Christus getan hat, gilt ein für allemal, und die Bekehrung zu ihm ist ein einmaliges Antwortgeschehen.

Nach diesem einen Schritt gibt es viele andere, aber der erste Schritt ist der entscheidende. Er wird durch die Taufe versiegelt, und damit steht eins fest: unsere Heilsgewissheit. Bei allem Auf und Ab im christlichen Leben steht doch am Anfang die eine Einladung und die eine Antwort, die Gott bestätigt hat. Diese Gewissheit hat mich oft durchgetragen, wenn ich mir meines Glaubens nicht mehr sicher war.

Der Weg zu Gott erfordert nicht alle theologischen Einsichten gleichzeitig

Der Weg zu Gott ist nicht gleich ein Weg voller Wissen. Meine eigene Erfahrung habe ich geschildert: Ich wusste wirklich nicht viel, und trotzdem war da ein Anfang gesetzt, dem eine lange Geschichte folgte. Nicht alle, die Christen werden, haben gleich ein ausgeprägtes Wissen von Gottes rechtfertigendem Handeln in Jesus Christus.

Die von Luther formulierte „getroste Verzweiflung" muss nicht am Anfang des Glaubenswegs stehen. Sie wird aber irgendwann folgen. Denn es bleibt ein Wunder, dass wir zu Christus gehören dürfen, obwohl wir vor Gott schuldige Menschen sind. Mein Riesenabstand von Gott wurde mir erst später bewusst. Ich bin eher durch die Wahrnehmung der Liebe Jesu zu mir umgekrempelt worden.

Der Schritt zum Glauben und die Einführung in die christliche Lehre gehören zusammen, müssen aber nicht zur gleichen Zeit vollzogen werden. Der Missionsauftrag, den Jesus formuliert hat, hat einen deutlichen Dreischritt:

Am Anfang steht der Auftrag, Menschen „zu Jüngern zu machen". Dem folgt die Aufforderung zur Taufe. Schließlich steht da aber auch sehr deutlich, dass die, die zum Glauben gefunden haben, unterrichtet werden sollen, damit

sie „alles halten, was ich euch gelehrt habe“ (Mt 28,18-20). Mal steht also der Unterricht am Anfang, mal am Schluss. Wichtig ist, dass alle drei Schritte vollzogen werden.

Der Weg zu Gott öffnet Wege zu den Menschen

Der Weg zum Glauben darf kein rein privates Geschehen zwischen mir und Gott bleiben. Gewiss geht es um meinen Weg zu Gott, aber dieser Weg hat immer gemeinschaftliche Konsequenzen. Zum einen ist damit gemeint, dass ich zu einer Gemeinde finde, in der ich den Glauben leben und feiern lerne. „*Ein* Christ ist *kein* Christ“, hieß es vor Jahren einmal auf einem Plakat in Berlin. Christ sein ohne Gemeinde ist sehr schwer zu leben. Mein Weg damals führte zuerst in einen Hauskreis der Jugendbewegung des EC und dann in die Junge Gemeinde in Berlin.

Zum anderen heißt Christ werden auch, dass ich ein verantwortliches Leben führe, das sich in die Gesellschaft einbringt. Mit Verantwortung ist auch soziale, diakonische Verantwortung gemeint. Bekehrung ist deshalb immer auch Bekehrung zur Weltverantwortung.

Das muss man im Blick behalten, damit sich das Christsein nicht in selbstzufriedener Zugehörigkeit zu einer Gemeinde erschöpft. So wie Christsein mit Mündigkeit zu tun hat, mit Bereitschaft zum missionarischen Zeugnis, hat es auch mit Diensten der Barmherzigkeit zu tun, die sich gesellschaftlich auswirken.

Ich freue mich, dass in der Gemeinde, zu der ich mich in Berlin halte, beides zusammen kommt: Zum einen gibt es seit Jahren den Alphakurs, der Menschen helfen kann, den Schritt zum Glauben zu finden.

Zum anderen sind wir mit der Berliner Tafel und da mit der Aktion „Laib und Seele“ verbunden: Jeden Dienstag wollen bis zu 100 Bedürftige mit Lebensmitteln versorgt werden. Alphakurs und „Laib und Seele“ sind durch viele Ehrenamtliche, die an beiden Aktivitäten beteiligt sind, vernetzt. Da kommen zu meiner Freude Mission und Diakonie ganz selbstverständlich zusammen.

Der Weg zu Gott braucht Menschen, die Wegweiser sind

So wie ich damals einen Menschen gefunden habe, der mir den christlichen Glauben erschlossen hat, soll es immer wieder sein. Das Evangelium wird durch Menschen weitergetragen, die den Mund aufmachen und den Weg zu Gott erklären. „Mission heißt zeigen, was ich lieb habe“, hat *Fulbert Steffenski* einmal gesagt. Darum geht es: dass wir Menschen sind und andere dazu befähigen, die sich nicht schämen, von dem zu reden, der ihr einziger Trost im Leben und im Sterben ist, von Jesus Christus, dem Gott und Heiland der Welt.

Der Weg zu Gott ist ein Wunder – der Weg mit Gott bleibt ein Wunder

Wenn ich nach vielen Jahren Christsein zurückschaue und mich frage, wie ich eigentlich Christ geworden bin, stehe ich vor einem Wunder, das mich staunen lässt. Wieso bin gerade ich, sind gerade wir als Familie, in Beziehung zu den „Fackelträgern“ gekommen? Nichts war unwahrscheinlicher, und es bedurfte eines Nachbarjungen, der meinem Bruder irgendwann im Jahr 1955 von einer billigen Absteige in England erzählte, die sich als das Zentrum der Fackelträgerarbeit entpuppte und die mein Bruder bei seiner Tramptour aufsuchte. Damit fing alles an – ein Wunder.

Und dass ich heute noch Christ bin – ein Wunder. Es hätte ja ganz anders kommen können bei den vielen Windungen meines Lebens. Aber nein, die Freude an Christus ist geblieben, oder soll ich sagen, sie ist immer wiedergekommen.

So erfahren das viele, die auf ihre bisherigen Jahre im Glauben zurückschauen: Das Christwerden und das Christbleiben ist ein Wunder der Treue Jesu Christi, der mit seiner suchenden und durchhaltenden Liebe möglich macht, dass wir dabei bleiben. Er wird auch treu sein, wenn es um das neue Leben geht, das er denen versprochen hat, die sich ihm anvertrauen.

Burkhard Weber

„Da ich noch nicht geboren war ...“

Pfarrer Burkhard Weber (55), seit 1986 Dozent, seit 1995 Direktor der Evangelistenschule Johanneum, Melanchthonstraße 36, 42281 Wuppertal (www.johanneum.net).

Vor ein paar Jahren war ich mit meiner damals 16jährigen Tochter unterwegs zur Nordseeinsel Baltrum. Die Fähre steuerte auf die Insel zu. In schönstem Sonnenschein leuchteten die roten Backsteinhäuser. Im Westen der Insel, auf der dem Festland zugewandten Seite, war deutlich ein größeres Haus zu sehen, auf das ich meine Tochter aufmerksam machte. „Das ist ein christliches Freizeitheim. Nennt sich die ‚Sonnenhütte‘. Das war für mich irgendwann nach meiner Konfirmation ein wichtiger Ort.“ Sie fragte: „Wieso?“, und ich antwortete: „Kann ich dir auch nicht so genau sagen. Aber wenn überhaupt, dann war das der Ort, wo ich mit dem Glauben an Jesus Ernst gemacht habe.“

Kurz darauf lief die Fähre im Hafen ein. Wir verbrachten ein paar erholsame Tage auf der Insel. Einmal spazierten wir an der „Sonnenhütte“ vorbei, ohne dass es zu einem weiteren Gespräch über die Bedeutung dieses Hauses für mein Leben kam.

Ich stamme aus einer christlichen Familie. Mein Urgroßvater Peter Weber war ein bekannter Verkündiger, hat den Essener Jünglingsverein geprägt und die Kölner Stadtmission gegründet. Mein Großvater Johannes Weber hat viele Bücher geschrieben und jahrelang als Zeltevangelist gewirkt. Mein Vater Ulrich Weber hat als Prediger über Jahrzehnte hinweg unzählige Jugendwochen, Freizeiten und Evangelisationen gehalten.

Wenn ich heute zu Verkündigungsdiensten unterwegs bin, stoße ich immer wieder auf Menschen, die sagen, sie seien durch die Verkündigung meines Großvaters oder Vaters „zum Glauben gekommen“. Häufig können sie erzählen, wann und wo das war. So habe ich etliche Bekehrungsgeschichten gehört.

Meine Vorfahren waren Evangelisten und haben Menschen zum Glauben eingeladen. Waren sie selbst bekehrt? Ja, auf jeden Fall. Aber: Hatten sie eine Bekehrung erlebt? Ich weiß es nicht. Ich könnte einiges darüber nachlesen, denn es gibt gedruckte Lebensbilder von ihnen. Aber es interessiert mich nicht wirklich. Oder doch? Einmal fragte ich meinen Vater, wie er zum Glauben gekommen sei. Er antwortete mit einer Liedstrophe: „Da ich noch nicht geboren war, da bist du mir geboren und hast mich dir zu eigen gar, eh ich dich kannt, erkoren. Eh ich durch deine Hand gemacht, da hast du schon bei dir bedacht, wie du mein wolltest werden.“

Ich bin ziemlich sicher, dass mein Vater eine konkrete Bekehrungsgeschichte hatte – wie schon sein Vater, wie schon dessen Vater. Alle waren Evangelisten. Alle riefen andere zur Bekehrung. Doch keiner ging mit seiner eigenen Geschichte hausieren. Ich stand nie unter dem familiären Druck, eine Bekehrungsgeschichte „nachweisen“ zu müssen.

Nie unter Druck

Ich erinnere mich nur noch dunkel an eine Geschichte aus der Kinderbibel, die unsere Mutter uns Kindern vorlas und die mich bewegte, zu Jesus zu beten. Eine Bekehrung war das nicht – oder doch? Ich erinnere mich an eine (lange!) Predigt meines Vaters über Genesis 3, die ich als Jugendlicher hörte und die mir klarmachte, dass da von mir erzählt wird. Zum Glück hörte ich in derselben Predigt auch etwas über Römer 3. Eine Bekehrung war dies auch nicht – oder doch?

Später studierte ich Theologie und war in der Pietismus-Forschung tätig. Wir analysierten Bekehrungsberichte, zum Beispiel den von August Hermann Francke. Handelt es sich dabei wirklich um eine Bekehrung oder um eine Befreiung aus einer atheistischen Anfechtung, also eine geistliche Neuorientierung? Was ist überhaupt eine Bekehrung? Ich habe einige Artikel darüber geschrieben und Vorträge darüber gehalten. Im theologischen Unterricht an

der Evangelistenschule Johanneum spreche ich über das Thema Bekehrung in Kirchengeschichte und Dogmatik. Ja, ich bin bekehrt. Die genannten Kindheitserlebnisse spielen wohl doch eine Rolle. Meine Taufe wurde mir wichtig – das hätte ich damals als Jugendlicher, der im EC groß geworden ist, nie für möglich gehalten. Und die von meinem Vater zitierte Liedstrophe ist mir inzwischen noch wichtiger geworden.

Da hat es angefangen – oder nicht?

Und dann die Szene auf der Fähre kurz vor der Hafeneinfahrt von Baltrum. Unter dem Schein der Abendsonne die „Sonnenhütte". Da hat es angefangen – oder nicht? Ich erinnere mich dunkel. Wir sangen „Lass mich an dich glauben, wie Abraham es tat." Das war damals ein „neues Lied". Der Freizeitleiter hieß Friedrich Schreiber. Nach einer Bibelarbeit lud er unaufdringlich zum Glauben ein.

Man konnte dies festmachen, indem man nach dem Plenum zu einem Gebetstreffen zurückblieb. Ich blieb nicht. Man konnte auch zu einem persönlichen Gespräch kommen. Ich ging nicht. Man konnte in der Gebetsgemeinschaft laut beten. Ich betete nicht. Friedrich Schreiber machte keinen Druck. Ich kenne keinen Bekehrungsdruck. Ich weiß noch, dass ich am Abend in der Nähe der „Sonnenhütte" allein ans Meer ging. Ich glaube, ich habe gebetet, aber ich weiß es nicht mehr genau. Das war meine Bekehrung. Oder doch nicht?

Ich stehe auf der Fähre nach Baltrum und erzähle meiner Tochter, dass dort auf der Insel alles angefangen hat. Das stimmt. Das stimmt nicht. Eigenartig, warum habe ich ihr das erzählt? Ich vermute stark, dass sie es kaum wahrgenommen hat und sich heute nicht daran erinnert. Ich werde sie mal danach fragen. Übrigens: Sie ist auch bekehrt. Ob es eine Geschichte dazu gibt, weiß ich nicht. Ich vermute es. Wichtig finde ich es nicht.

Vielleicht geht es ihr irgendwann mal so wie mir. Ein Ort, an dem sich eigentlich nichts Besonderes abgespielt hat (oder doch?), wird zum heiligen Ort. Ein Tag, von dem ich heute noch nicht einmal weiß, in welchem Jahr er lag, wird zum Bekehrungsdatum.

Ich arbeite seit 23 Jahren im Johanneum. Wir bilden Evangelistinnen und Evangelisten aus. Wir fragen unsere Bewerberinnen und Bewerber nach den berühmten „Vier Bs": Bekehrt? Bewährt? Berufen? Begabt? Ich bin davon überzeugt: „Die Frage nach der Bekehrung und die Antwort auf diese Frage darf in der Kirche nie verstummen" *(Julius Schniewind)*. Darum werde ich bei nächster Gelegenheit wieder Menschen konkret einladen, sich zu bekehren und damit auf Gottes großes Ja ihr kleines Ja zu sagen. An Bekehrungsgeschichten bin ich weiterhin (nicht) interessiert.

Ein beunruhigter Glaube ist vielleicht vor seinen Gefahren besser auf der Hut als ein Glaube, der mehr weiß, als ihm gut tut. Und ein in Verlegenheit geratendes Denken vermag zuweilen fruchtbarer zu werden als ein Denken, das vor lauter Überlegenheit nie in Verlegenheit kommt. Wenn der Glaube nicht lernt, die Gedanken, die er sich macht, auch wieder in Frage zu stellen, würde er aufhören, denkender Glaube zu sein. Ein Glaube, der nicht mehr denkt, der nur noch einstmals Gedachtes für wahr hält, fängt an, unwahrhaftig zu werden.

Eberhard Jüngel

gibt es die Gelegenheit, gute Praxis aus Gemeinden und Gesundheitseinrichtungen kennen zu lernen und Kontakte zu knüpfen.

Auf dem Kongress wird auch erstmalig ein „Christlicher Gesundheitspreis" vergeben. Mit diesem Anerkennungs- und Förderpreis soll gute christliche Praxis im Gesundheitswesen ausgezeichnet werden. Zur Bewerbung sind Projekte und Dienste eingeladen, die mit christlichem Anspruch im Gesundheitswesen tätig und zugleich in einer christlichen Gemeinde verankert sind. Ziel der Preisverleihung ist es, gute Praxis und innovative Projekte sichtbar zu machen und Gemeinden dazu anzuspornen, den Heilungsauftrag in Zusammenarbeit mit dem Gesundheitswesen wieder neu anzunehmen.

Alle Informationen zum 2. Christlichen Gesundheitskongress sind auf der Website **http://www.christlicher-gesundheitskongress.com/** zu finden.

Der heutige Zustand der Welt, das ganze Leben ist krank. Wenn ich Arzt wäre und man mich fragte, was rätst du? – ich würde antworten: Schaffe Schweigen! Bringe die Menschen zum Schweigen. Gottes Wort kann so nicht gehört werden. Und wenn es unter der Anwendung lärmender Mittel geräuschvoll hinausgerufen wird, dass es selbst im Lärm gehört wird, so ist es nicht mehr Gottes Wort. Darum schaffe Schweigen!

Sören Kierkegaard

***Hannes Koch:* Soziale Kapitalisten. Vorbilder für eine gerechte Wirtschaft. Rotbuch Verlag, Berlin 2007, 191 Seiten, 19,90 Euro**

Gute Unternehmer – gibt es die? Solche, die nicht in erster Linie auf zweistelligen Profit aus sind, die Gewinne auf umwelt- und sozialverträgliche Weise erzielen, die ihren Beschäftigten vernünftige Löhne zahlen, statt mit Stellenabbau und Entlassungen fit für die Börse zu werden? Die nicht die Verluste sozialisieren, sondern Gewinne sozial erzielen?

Autor Hannes Koch sagt: Ja, solche Unternehmerinnen und Unternehmer gibt es. „Soziale Kapitalisten" nennt er sie. Fast möchte man sich die Augen reiben. Ausgerechnet ein Taz-Mitarbeiter stellt Unternehmerinnen und Unternehmer vor, die nicht ins Klischee der zurzeit viel gescholtenen Kaste von Managern und Firmenbesitzern passen, sondern die als erfolgreiche und soziale Chefs als Vorbilder für eine gerechte Wirtschaft dienen könnten.

Hannes Koch stellt in diesem schon vor der Wirtschaftskrise erschienenen Buch zehn Unternehmerpersönlichkeiten vor: Günther Cramer (Solarfirma SMA), Konstanze Frischen (Gründerfonds Ashoka), Götz Werner (dm-drogerie markt), Jochen Hahne (Wilkhahn Büroeinrichtungen), Michael Otto (Otto Gruppe), Anton Wolfgang Graf von Faber-Castell (Faber-Castell), Marli Hoppe-Ritter (Ritter Sport), Ulrich Lehner (Henkel), Jürgen Stellpflug (ÖKO-TEST) und Andrew Murphy (Investmentfirma Murphy&Spitz).

Allen von Koch vorgestellten „Sozialen Kapitalisten" ist eines gemeinsam: Sie sind Eigentümer oder Miteigentümer – nicht anonyme Shareholder, Geschäftsführer oder gut bezahlte Spitzenmanager, die das Unternehmen wieder verlassen, wenn sie „Kasse gemacht" haben oder die bei Misserfolg selbst das Prinzip von „hire und fire" zu spüren bekommen.

Einer dieser sozialen Kapitalisten ist Anton Wolfgang Graf von Faber Castell. Sein Metier sind schlichte Bleistifte und sündhaft teure Füller. In dem eignergeführten Unternehmen hat soziale Verantwortung schon seit der Gründergeneration Tradition. „Ich glaube, es ist ein Trugschluss, zu glauben, dass man zweistellig wachsen kann. Ich wünsche es mir ja auch. Aber ich glaube, man muss realistisch sein in einem Umfeld, das nicht einfach ist. Da sind wenige Prozent schon ganz erfolgreich. Und damit halten Sie auch Arbeitsplätze. Kurz, es geht mir um qualitatives Wachstum und nicht Wachstum per se",

so der Firmenchef, der freiwillig mit der Gewerkschaft einen Pakt geschlossen hat und in allen seinen Werken weltweit Mindestlöhne und erträgliche Arbeitszeiten garantiert.

Götz Werner machte sich mit gerade mal 28 Jahren selbstständig und ist heute Chef einer der größten Drogeriemarktketten. Er zählt zu den reichsten Männern Deutschlands. Lohndumping gehört – anders als bei der Konkurrenz – nicht zu seinen Erfolgsrezepten. Sein Erfolgsweg heißt: Die Menschen, egal ob Kunden, Lieferanten oder Mitarbeitende in den Mittelpunkt stellen.

Auch Marli Hoppe Ritter von Ritter Sport wird in diesem lesenswerten und unterhaltsamen Buch vorgestellt. „Sie ist wahrscheinlich die einzige Unternehmerin Deutschlands, die im Bett eines katholischen Bischofs geschlafen hat." So macht Hannes Koch auf eine Frau neugierig, die als Eigentümerin einer Schokoladenfabrik in großem Stil gerechte Preise für die Produzenten von Kakao in der Zweidrittelwelt zu zahlen bereit ist.

Auch die Sozialen Kapitalisten handeln nicht aus purer Nächstenliebe, sondern weil sie Zukunftsmärkte erschließen, Marktlücken schließen und Absatzmärkte sichern wollen. Und natürlich, weil sie Geld verdienen wollen. Sie tun es mit Köpfchen, Investitionen, Know-how und hohem Einsatz: Sie tun es mit Erfolg – zum eigenen Nutzen und zum Nutzen von Verbrauchern, Beschäftigten und der Umwelt. Wenn Götz Werner feststellt: „Die Frage als Unternehmer ist nicht, was kann ich verdienen, sondern womit kann ich dienen. Und wenn man das gut macht, dann braucht man sich über den Verdienst keine Sorgen zu machen", dann kann man dem Schlusskapitel des Buchs nur zustimmen: „Es müssen mehr werden."

Karin Vorländer

Kathrin Passig / Sascha Lobo: Dinge geregelt kriegen – *ohne einen Funken Selbstdisziplin.* Rowohlt Berlin Verlag 2008, 287 Seiten, gebunden, 19,80 Euro

„Jedem Anfang wohnt ein Zaudern inne ..." (S. 14). Die meisten Menschen schieben Aufgaben immer wieder vor sich her. Ob es sich um einen Brief handelt, den man beantworten wollte, und der sich nach Wochen unter dem Stapel unbezahlter Rechnungen findet, ob es um die Abgabe der Steuererklärung geht oder darum, endlich mal im Computer „aufzuräumen" – man findet immer wieder einen Grund, etwas anderes zu tun. Dafür bemühen Kathrin Passig und Sascha Lobo den Begriff: „Prokrastination": „‚Cras' (morgen) ist die Wurzel des lateinischen Wortes ‚crastinus' (dem morgigen Tag zugehörig). ‚Prokrastination' (im Englischen erstmals 1588 erwähnt) bedeutet also wörtlich übersetzt: für morgen lassen."

Man erledigt dann jede Arbeit, um sich einer anderen nicht widmen zu müssen, bis man am Ende versehentlich die ursprünglich vermiedene Tätigkeit hinter sich gebracht hat. Für alle, die unter Prokrastination leiden, gibt es dies Buch. Im Einband heißt es dazu:

„Es zeigt, wie man sich dem Druck endloser To-do-Listen entziehen kann und die Dinge trotzdem in den Griff bekommt – ohne das schlechte Gewissen, das all die E-Mails, Anfragen, Aufträge, Pläne und Verpflichtungen uns ständig machen wollen, und ohne sich mit Tricks und Kniffen selbst zu überlisten. Vieles, was uns fertigmacht, weil es von uns fertig gemacht werden will, ist ohnehin nicht wert, dass man sich darüber den Kopf zerbricht."

Die Autorin und der Autor wissen, wovon sie reden. Sie schreiben als Betroffene. Das lassen sie immer wieder durchblitzen. Kathrin Passig verfasste das „Lexikon des Unwissens", wurde mit dem „Grimme Online Award" ausgezeichnet und gewann den Ingeborg-Bachmann-Preis. Sascha Lobo schrieb „Wir nennen es Arbeit". Beide sind Redakteure des Weblogs „Riesenmaschine" und arbeiten in der Zentralen Intelligenz Agentur in Berlin.

Auf den Seiten 34f befassen sie sich mit der „Beruflichen Überforderung". Durch die zunehmende Technisierung und Spezialisierung von Wirtschaft und Industrie kommen viele an ihre Grenzen:

„Die Maxime der andauernden Arbeitsamkeit führt zu einem ungeheuren Anstieg von Scheintätigkeiten, wie man auch ohne wissenschaftliche Studien erfährt, wenn man in einem Großraumbüro das geschäftige, papierbeladenen Hin-und-Her-Hasten – nur unterbrochen durch langwierige Meetings zur Meetingvorbereitung – beobachtet. Jedem Büroanfänger wird augenzwinkernd beigebracht, wie man möglichst nie unbeschäftigt aussieht."

Den Untertitel des Buchs „ohne einen Funken Selbstdisziplin" darf man nicht missverstehen. Es geht sehr wohl um Disziplin, allerdings nicht um das Besiegen von inneren Schweinehunden. Es geht darum, in der Weglosigkeit nachzudenken, sich alle Gesichtspunkte anzuschauen, die auf einen Fall angewendet werden könnten. Das setzt Geistesgegen-

wart und Wachheit voraus. Die AutorInnen greifen die Frage auf: Wie lernen wir, uns in Zeiten der Krise neu zu steuern – zuhause und unterwegs, in Freizeit und Beruf, in den Beziehungen und Arbeitsverhältnissen?

In der Ratgeber-Ecke der Buchhandlungen stehen unzählige Bände, die uns das Leben erklären. Oft sagen sie, es sei eigentlich ganz einfach, das Leben geregelt zu bekommen. Man muss nur über einen Plan verfügen. To-do-Listen, Zeitmanagement, chronologisches Abarbeiten: Schon hat man das Leben im Kasten. Passig und Lobo verhöhnen solche Anmaßungen. Sie sind der Meinung, dass die meisten Ratgeber vollkommen außer Acht lassen, dass die Menschen unterschiedlich sind.

Für Passig und Lobo ist das alles Entscheidende in Beruf, Freizeit und Beziehungen, die eigene Haltung zu den Menschen und zu den Dingen zu ändern. Dann kriegt man auch in einer Zeit, in der auf viele Regeln kaum mehr Verlass ist, Dinge geregelt.

Waldemar Wolf

Arbeitshilfen zur Bibelwoche 2009 / 2010

Rüdiger Lux / Rosemarie Micheel:
Und dann ist alles anders
Texte zur Bibel 25. Sieben Abschnitte
aus den Jakoberzählungen.
Auslegungen und Gestaltungsvorschläge
ca. 112 Seiten; € (D) 12,90 / € (A) 13,30 / sFr 23,70;
ISBN: 978-3-7615-5737-2

Klaus Teschner:
„Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn"
Gemeindeheft zur Bibelwoche 2009 / 2010
48 Seiten; € (D) 2,90 / € (A) 3,00 / sFr 5,40
(Mengenpreise)
ISBN: 978-3-7615-5736-5

Jörg Meuth / Emil Wachter:
Gegenüber
Bilder und Meditationen
zu sieben Abschnitten
aus den Jakoberzählungen
zur Bibelwoche 2009 / 2010
8 Seiten; € (D) 3,50 / € (A) 3,60 / sFr 6,50
ISBN: 978-3-7615-5735-8

Zu beziehen bei:
Neukirchener Verlagsgesellschaft mbH,
Postfach 10 12 65, 47497 Neukirchen-Vluyn
Fon: 02845 / 392-218, Fax: 02845 / 33689
E-Mail: info@nvg-medien.de

Vorschau auf Heft 5/2009:

Zur Mitte

Aus dem Inhalt:

Jochen Bohl:	Dringliches vom Wichtigen unterscheiden
Paul-Ulrich Lenz:	Kirche als solidarische Gemeinschaft
Peter Zimmerling:	Von der geistlichen Mitte der Evangelischen Kirche
Maria Stettner:	Vom Rand zur Mitte
Georg Schützler:	Himmlischer Mehrwert (1. Kor. 3,9-11)
Katharina Wiefel-Jenner:	Gottesdienst ohne Schnickschnack
Christoph Lehnert:	Die Kirche soll sich zeigen als die Stadt auf dem Berg
Maike Sachs:	Das Projekt „Wachsende Kirche"
Hans-Martin Steffe:	Priorisierungsprozesse in der Gemeinde
Kriemhild Linda Retter:	Auf dem Weg zur Mitte
Jörg Meuth:	Der Grundstein, der den Tempel trägt
Katharina Schridde:	Suchet der Stadt Bestes – in Erfurt
Karin Vorländer:	Volkskirche sein und werden
Hans-Hermann Pompe:	Studienbrief A 83: Missionarische Kleingruppen für Skeptiker und Suchende